

Titelbild:

Der Limes, im Juli 2005 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt, verläuft mit seiner „Königsstrecke“ quer durch den Hochtaunuskreis, hier ein Streckenabschnitt in Nähe des Römerkastells Saalburg (Fotos: Römerkastell Saalburg)

© Herausgeber: Hochtaunuskreis – Der Kreisausschuss –
Ludwig-Erhard-Anlage 1–4, 61352 Bad Homburg v. d. Höhe
Verantwortlich: Landrat Jürgen Banzer
Redaktion Fachbereich Kultur: Cornelia Kalinowski
kultur@hochtaunuskreis.de

Verlag: Societäts-Verlag, Frankfurt am Main
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Anzeigen: Kristiane Brede, Frankfurt
Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt
Druck: freiburger graphische betriebe
ISBN 3-7973-0947-3
Printed in Germany 2005

Zu beziehen über den Buchhandel, den Bürger-Informationen-Service (BIS) im Landratsamt,
Ludwig-Erhard-Anlage 1–4, 61352 Bad Homburg, Haus 3, Erdgeschoss, sowie in allen Ge-
schäftsstellen der Taunus-Zeitung

Jahrbuch Hochtaunuskreis 2006

Vorwort	7
<i>Egon Schallmayer</i>	
Der Obergermanisch-Raetische Limes ist Weltkulturerbe Qualitätssiegel wird internationale Aufmerksamkeit und touristisches Interesse bewirken	9
Verleihung des Saalburgpreises 2005	20
<i>Jürgen Banzer</i>	
Schulen für das 21. Jahrhundert Wir müssen in diesem Land ein kinderfreundlicheres Klima schaffen	25
<i>Madeleine Funke</i>	
Mehr als ein Delegationsbesuch Begegnung mit Israel	40
<i>Angelika Rieber</i>	
„Ich bin ein amerikanischer Jude, in Deutschland geboren“ Familien- und Kindheitsgeschichte von Norbert Strauß	48
<i>Herbert Alsheimer</i>	
Um Deutschland verdient: Die Vatikanische Mission in Kronberg im Taunus 1945–1951	56
<i>Wolfgang Zimmermann</i>	
„Ich erinnere mich: Am 8. März gegen 14.45 Uhr bebte die Erde“ Der Luftkrieg und seine Auswirkungen auf Bad Homburg	66
<i>Stadt Oberursel (Taunus)</i>	
60 Jahre ohne Krieg Literarisch-stadthistorischer Wettbewerb auf Einladung der russischen Partnerstadt Lomonossow – St. Petersburg	74
<i>Ingrid Berg</i>	
Integration und Aufbauleistung Heimatvertriebener im Hochtaunuskreis Ein Zwischenbericht zur einmal geplanten Dokumentation	78
<i>Karl Moses</i>	
Vom Suchen und Finden Grävenwiesbach – Philadelphia und retour	81
<i>Das sollten Sie sich einmal ansehen:</i>	
Neue Broschüre präsentiert alle Museen des Hochtaunuskreises	85

Angelika Rieber

„Ich bin ein amerikanischer Jude, in Deutschland geboren“

Familien- und Kindheitsgeschichte von Norbert Strauß

Norbert Strauß, in Bad Homburg geboren, musste Deutschland 1941 verlassen. Heute lebt er in den Vereinigten Staaten. Die Oberurseler Historikerin Angelika Rieber besuchte ihn dort und führte ein Interview, das die Grundlage für diesen Bericht bildet.

Angelika Rieber ist Initiatorin des Projektes „Jüdisches Leben in Frankfurt“, das im Rahmen des jährlichen Besuchsprogramms der Stadt Frankfurt Gespräche mit Zeitzeugen in Schulen vermittelt.

Die Geschichte der seit Jahrhunderten in Deutschland verwurzelten Familie Strauß ist eng mit verschiedenen Orten des Taunus verbunden. Ursprünglich stammte die Familie aus Rod am Berg. Dort nannten sich die Vorfahren zunächst Herz und nahmen im 19. Jahrhundert den Familiennamen Strauß an. In Schmitten besaß der Großvater von Norbert Strauß ein in ganz Deutschland bekanntes Hotel, ein koscher geführtes Haus, das vor allem bei orthodoxen Familien sehr beliebt war. In einer Anzeige preist das Hotel seine „erstklassige Verpflegung unter Aufsicht Sr. Ehrw. des Herrn Rabbiner Dr. Hoffmann, Ffm“ an. Nach dem Tod von Hermann Strauß 1926 führte dessen Sohn Wilhelm das Hotel weiter.

... und danach hat sich jeder zu richten!

Allerdings veränderte sich die Stimmung in Schmitten nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten schlagartig. „Schon im Sommer

1934 sah sich der Stützpunkt Schmitten der NSDAP veranlaßt, den ungeheuren Judenandrang nach dem schönen Luftkurort zu unterbinden. Es wurden Schilder angebracht: „Juden sind hier nicht erwünscht“, die auch ihre Wirkung nicht verfehlten.“ So lobt der Völkische Beobachter 1938 sein Treiben.

Ganz ohne Widerspruch blieb dieses Tun jedoch nicht, denn der Autor des Artikels stellt fest: „Unglaublich, aber wahr ist es, daß es noch sog. Deutsche Volksgenossen gibt, die sich bemüßigt fühlen, gegen den gesunden Instinkt der Bevölkerung anzugehen und den Versuch zu machen, die angebrachten Schilder zu zerstören. Nunmehr wurden die Schilder erneuert und sind in der Lage jedem Ansturm verkommener Trottel und Juden-knechte standzuhalten. Deutsche Schlosser-Werkmannsarbeit ist nicht so leicht kaputtzu-



Hotel Pension Strauß

machen. Schmitten wünscht keine Juden und danach hat sich jeder zu richten.“

Wilhelm Strauß verließ Schmitten aufgrund der zunehmenden antisemitischen Stimmung und zog Mitte der 30er Jahre nach Frankfurt, wo er ein koscheres Restaurant auf der Zeil eröffnete.

Sein Bruder Josef ging nach der Lehre in Schmitten 1924 nach Bad Homburg und eröffnete dort einen Lederwaren-Großhandel in Dornholzhausen. Seine aus Hamburg stammende Frau hatte er im elterlichen Hotel kennen gelernt. 1926 und 1927 wurden die beiden Söhne Hermann und Norbert geboren.

Das Leben in Bad Homburg beschreibt Norbert Strauß als relativ normal. An negative Vorfälle in der Kurstadt kann er sich nicht erinnern, von einer Ausnahme abgesehen. Die Familie wohnte in der Kaiser-Friedrich-Promenade 22.

Man ging oft in den Park, die Kinder spielten in dem großen Garten, der mit dem Kurhotel geteilt wurde. Lebhaft erinnert sich Norbert Strauß daran, dass die Familie eine große Beerdigungszeremonie im Garten veranstaltete, als sein Kanarienvogel starb. Die Familie ging regelmäßig in die Synagoge in der Wallstraße, nachmittags waren die Kinder dort im jüdischen Religionsunterricht.

1933 kam der Junge in die Landgraf-Ludwig-Schule. Während ihn seine Klassenkameraden offenbar anständig behandelten, verbindet er mit dem Klassenlehrer, der im Braunhemd in die Schule kam, negative Erinnerungen. Dieser Lehrer hielt es, so Norbert Strauß, für notwendig zu demonstrieren, dass er Juden hasste, indem er den Jungen täglich bestrafte und schlug.

Um die Kinder vor derlei Schikanen zu schützen, entschieden die Eltern 1935, sie in die israelitische Volksschule in Frankfurt zu schicken. Täglich mussten die beiden Brüder mit der Straßenbahn ins Frankfurter Ostend fahren, jeder Weg ein Stunde. Ein Jahr später



Das Haus an der Kaiser-Friedrich-Promenade 22

verlegte Josef Strauß sein Geschäft von Bad Homburg nach Frankfurt und zog mit der ganzen Familie in die Großstadt. Dort lebten sie zunächst in der Lersnerstraße, später in der Uhlandstraße. Zwar gewährte die jüdische Schule den Kindern einen geschützten Raum, jedoch erwies sich der Schulweg als problematisch. Ständig mussten die Kinder auf der Hut sein, um nicht von pöbelnden Hitlerjungen belästigt zu werden. Um besser gewappnet zu sein, fuhren die beiden mit dem Fahrrad in die Schule.

„Jungens, geht nach Hause!“

Das Novemberpogrom 1938 erlebte Norbert Strauß in Frankfurt. Zunächst blieb seine Familie verschont. Das Restaurant seines Onkels Wilhelm Strauß jedoch wurde am



Freischwimmerzeugnis von Norbert Strauß

Abend des 9. November von wütenden Nazi horden zerstört ebenso wie die direkt dahinter liegende Wohnung. Wilhelm Strauß kam mit seiner Familie in die Wohnung des Bruders in der Lersnerstraße, die bis dahin unberührt geblieben war. In der folgenden Nacht jedoch wurden auch sie von einem SA-Trupp heimgesucht. Mehrere Polizisten und SA-Männer traten die Tür ein und befahlen allen über 16jährigen sofort mitzukommen. Der Vater und der Onkel von Norbert Strauß wurden verhaftet.

Am kommenden Morgen wollten Norbert und Hermann Strauß, die zu diesem Zeitpunkt noch keine weiteren Informationen über die Vorgänge in dieser Nacht besaßen, in die Schule fahren. Am Uhrtürmchen sahen sie die Synagoge in der Friedberger Anlage in Flammen. Sie bemerkten viele Menschen, die zuschauten, aber keiner unternahm etwas, erinnert sich Norbert Strauß. Auch die Feuerwehr begnügte sich offensichtlich damit, die umliegenden Häuser zu schützen. Ein Mann kam auf die beiden Brüder zu und forderte sie auf: „Jungens, geht nach Hause.“

Dort erfuhren sie, dass alle verhafteten Männer in die Festhalle gebracht worden waren. Bertha Strauß entschloss sich, den beiden Männern Mäntel, Decken und Essen zu bringen. Sie bat ihren Sohn mitzukommen und bestellte ein Taxi. Vor der Festhalle hatte sich eine aufgeheizte Menge laut brüllender Nazis

versammelt. Als sie die beiden sahen, begannen sie mit Steinen zu werfen und antisemitische Parolen zu rufen, berichtet Norbert Strauß. Der Taxifahrer hatte glücklicherweise gewartet und fuhr die beiden wieder unverrichteter Dinge nach Hause.

Einige Tage später wurden die Männer nach Buchenwald deportiert. Als Bertha Strauß erfuhr, dass die Vorlage eines Beleges über den Kriegseinsatz ihres Mannes im Ersten Weltkrieg und Ehrungen wie das Eiserne Kreuz die Freilassung bewirken oder wenigstens beschleunigen könnte, suchte sie alle erforderlichen Unterlagen zusammen und ging damit zur Gestapo. Da die Entlassung nur mit der Auflage erfolgte, innerhalb einer bestimmten Frist Deutschland zu verlassen, beschaffte sie auch eine Schiffspassage und einen Landepass für Kuba.

Nach vier Wochen wurde Josef Strauß wieder freigelassen, sein Bruder Wilhelm einige Tage später. Norbert Strauß erinnert sich noch sehr gut an die Rückkehr des Vaters aus dem Konzentrationslager. Die Familie stand vor dem Haus in der Lersnerstraße und wartete ungeduldig auf den Vater. Als er endlich kam, sah man, wie abgemagert, unrasiert und schmutzig er war. Josef Strauß erzählte erst viele Jahre später, was er in Buchenwald durchmachen musste. Er wollte sich nicht daran erinnern, so wie andere auch. Und wenn er sprach, dann zögernd, stockend, erinnert sich sein Sohn.

St. Louis

Am 13. Mai 1939 verließ der Vater Hamburg mit dem Passagierschiff St. Louis. Die Familie hinterließ er mit dem Gefühl, dass diese ihm bald folgen würde. Der Schrecken folgte drei Wochen später. Die St. Louis erhielt keine Landeerlaubnis auf Kuba und musste wieder nach Europa zurück.

Das Schicksal der 930 Passagiere der St. Louis zeigt, unter welch schwierigen und

gefährlichen Bedingungen die Auswanderung nach der „Kristallnacht“ verlief. Die meisten der Passagiere waren jüdische Flüchtlinge, die in Kuba das Eintreffen ihrer amerikanischen Visa abwarten wollten. Alle besaßen ein Landungspermit für Kuba. Kurz vor dem Auslaufen der St. Louis waren diese Permits allerdings für ungültig erklärt worden, jedoch hatte die Hapag die Zusicherung erhalten, dass die Passagiere ihres Schiffes an Land gehen dürften. In Havanna angekommen, wurde ihnen jedoch die zugesagte Landeerlaubnis versagt und trotz aller Verhandlungen nicht gewährt. Am 2. Juni musste das Schiff wieder den Hafen verlassen. Tagelang kreuzte es vor der Küste von Florida, das Land zum Greifen nahe, erhielt jedoch auch hier keine Landeerlaubnis. Als die Vorräte knapp wurden, traf man die Entscheidung, wieder zurück nach Europa zu fahren. Verzweiflung breitete sich aus. Etliche Menschen begingen aus Angst vor einer erneuten Verhaftung in Deutschland Selbstmord. Josef Strauß verarbeitete seine Gefühle in langen Briefen, die er an seine Frau schrieb.

Zurück in Europa ging das Schiff in Antwerpen an Land. In einem zehn Jahre später erschienenen Buch beschreibt der Kapitän des Schiffes, Gustav Schröder, der sich unermüdlich für das Schicksal der Passagiere eingesetzt hatte, den Abschied von den Fahrgästen:

„Ihr dankbares Abschiednehmen vor der Landung in Antwerpen war rührend und bewegte mich tief und unvergeßlich. Umso stärker empfinde ich deshalb auch die Trauer darüber, daß viele der Armen, die sich in Frankreich, Holland und Belgien in Sicherheit glaubten, später durch den wahnsinnigen Krieg doch noch in die Hände von Verbrechern fielen und umkamen. Der Gedanke, daß es Menschen gegeben hat, die erst im KZ waren, dann die Passagierfahrt auf der St. Louis mitmachten, später wieder verschleppt wurden, um schließlich im KZ elendig zu verenden, ist mehr als bedrü-

ckend. Nur von wenigen der auf dem Festland untergebrachten Emigranten der St. Louis weiß ich, dass sie noch am Leben sind.“⁴¹ Ein Olivenbaum in der „Allee der Gerechten“ in Yad Vashem in Jerusalem erinnert heute an den Kapitän der St. Louis.

Josef Strauß gehörte zu einer Gruppe von Menschen, die nach Holland kam. Dort wurden sie in Rotterdam in einem Quarantänelager untergebracht. Durch glückliche Zufälle, möglicherweise, indem ihm über die holländische Quote Einreise in die USA gewährt wurde, erhielt Josef Strauß schneller als erwartet das ersehnte Visum. Im Spätsommer 1939 verließ er Rotterdam wieder. Da die USA nur eine limitierte Anzahl von Flüchtlingen unter strengen Auflagen aufnahm, war eine niedrige Quotennummer Voraussetzung für eine rasche Einreise.

Warten auf Visa

In den USA bemühte sich der Vater umgehend darum, Visa für seine Familie zu erhalten.

Um die Chance auf die raren Schiffsplätze zu wahren, buchte Bertha Strauß immer wieder neue Schiffspassagen oder Zugtickets. Die Kriegsentwicklung schnitt jedoch einen Weg nach dem anderen ab. Nachdem Bremen für den Passagier-Verkehr geschlossen wurde, buchte Bertha Strauß eine Passage von Genua aus. Als auch diese Möglichkeit ausgeschlossen war, bemühte sie sich um eine Zugverbindung mit der Transsibirischen Eisenbahn. Als auch dieser Fluchtweg nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wegfiel, versuchte sie die Ausreise über Frankreich, Spanien und Lissabon zu bewerkstelligen. Doch die Tickets waren für mehr als sechs Monate im Voraus ausgebucht. Ende 1940 erhielt Bertha bei einer ihrer zahlreichen Vorladungen bei der Gestapo das Angebot, sie könne gegen eine größere Summe Geld einen Flug nach Spanien erhal-



Personalausweis von Norbert Strauß

ten. Zu dieser Zeit, am 22. November 1940, hatten sie die ersehnten Visa im Konsulat in Stuttgart erhalten. Handelte es sich um ein ehrliches Angebot oder eventuell um eine Falle? Nach gründlichem Abwägen entschied die Familie, diesen Versuch zu wagen.

Gemeinsam mit beiden Söhnen traf Bertha Strauß die Entscheidungen. Rückblickend denkt Norbert Strauß, dass diese Gespräche den Reifungsprozess der Brüder enorm befördert haben. So blieb den Kindern allerdings das ständige Auf und Ab wechselnder Gefühle nicht erspart.

Am 6. Januar 1941 verließen sie Frankfurt und erreichten nach einer abenteuerlichen und nervenzerreibenden Reise drei Wochen später New York, wo sie nach fast zwei Jahren Trennung übergücklich von Josef Strauß empfangen wurden.

Leben in Frankfurt 1939–1941

Diese zwei Jahre Zeit in Frankfurt waren für Bertha Strauß und ihre beiden Söhne sehr belastend gewesen: das Warten auf die Visa, die ständige Unsicherheit, die sich verschlechternde Lebenssituation, die zunehmenden Einschränkungen für die jüdische Bevölkerung, der beginnende Bombenkrieg.

Neben Rationierungen war die Versorgung dadurch erschwert, dass Juden nur noch in bestimmten Geschäften einkaufen durften. Zudem mussten auch die Kinder ständig ihren mit einem „J“ gekennzeichneten Ausweis mit sich tragen, für den Fall einer Kontrolle.

Die Samson-Raphael-Hirsch-Schule in der Nähe des Zoos, die Norbert und Hermann bis zum Novemberpogrom besuchten, wurde geschlossen. Viele der Lehrer waren nach Buchenwald oder Dachau deportiert worden, beziehungsweise wanderten aus. Monatelang war der reguläre Schulbesuch unterbrochen. Norbert Strauß erinnert sich daran, dass die Kinder in seiner früheren Schule alles zusammenpacken mussten. Die Unterrichtsmaterialien wurden anschließend ins Philantropin, eine liberale jüdische Schule, in der Hebelstraße gebracht. Dort wurden die früheren Schüler der Hirsch-Realschule in gesonderten Klassen weiter unterrichtet. Immer stärker wurde der Unterricht auf eine praktische Ausbildung verlegt, denn die Jugendlichen sollten damit auf die Auswanderung vorbereitet werden. Immer mehr Lehrer und Klassenkameraden verließen die Stadt, was dauernde Unruhe hervorrief.

Da die Synagogen zerstört waren, musste der Gottesdienst in einem Betraum im Hermesweg abgehalten werden, der immer überfüllt war, wie sich Norbert Strauß erinnert. Besonders bewegend für den Jungen war seine Bar Mitzwa im Jahr 1940. Große Geschenke waren unter den gegebenen Bedingungen nicht zu erwarten, sie hatten eher den Charakter von Gesten. Umso wertvoller war und ist für Norbert Strauß ein handgezeichnetes Lesezeichen, das er von dem Kantor als Bar-Mitzwa-Geschenk erhielt, ein Geschenk, mit dem er viel verbindet, das ihm erhalten blieb und noch heute viel bedeutet. Inzwischen hat er das Lesezeichen wie auch andere Dokumente dem Holocaust-Museum in New York zur Verfügung gestellt.

Viel konnten Bertha, Hermann und Nor-

bert Strauß nicht aus Europa mitbringen. Sie erreichten die neue Heimat lediglich mit ihrem Handgepäck. Umso kostbarer sind die Gegenstände, die sie retten konnten. Zwar hatten sie einige Wochen vor der Abreise bereits Umzugskisten nach Lissabon schicken lassen, konnten jedoch die hohen Lagergebühren dort nicht bezahlen. Das Umzugsgut wurde wohl versteigert, vermutet der ehemalige Bad Homburger.

Neben dem Lesezeichen bewahrt Norbert Strauß noch zwei kleine Steine als Erinnerung an seine frühere Heimat auf, die für ihn ebenfalls von großer Bedeutung sind. Nach dem Novemberpogrom hatte sich der Junge nachts aufs Fahrrad gesetzt und aus den Trümmern der Börnplatzsynagoge, in welche die Familie regelmäßig gegangen war, und der orthodoxen Synagoge in der Friedberger Anlage jeweils einen Stein als Erinnerung an die beiden Gotteshäuser mitgenommen. Er verbarg die beiden Steine in einem Filmbehälter und brachte sie so in seine neue Heimat.

Norbert Strauß und seine Familie konnten sich noch rechtzeitig vor den Deportationen retten, nicht jedoch die Mehrzahl der Verwandten. Sein Onkel Wilhelm, dessen Frau und Kinder sowie zwei weitere Geschwister des Vaters wurden Opfer des Holocaust.

Neubeginn

Glücklich wieder mit dem Vater vereint musste sich Norbert Strauß erst an seine neue Umgebung gewöhnen. Die Menschen sprachen eine merkwürdige Sprache, die Geräusche, die Autos, die Kleidung, vieles war anders als gewohnt. Um den Kindern erneute Hänseleien zu ersparen, wurden sie erst einmal neu eingekleidet.

In New York wohnte die Familie zunächst bei einem Onkel in Washington Heights in Manhattan, einer Gegend, in der damals viele jüdische Emigranten aus Europa lebten. Die Kinder waren bei Nachbarn unterge-

bracht. Endlich konnten die beiden wieder in die Schule gehen. Wegen ihrer geringen Sprachkenntnisse wurden sie zunächst eine Klasse heruntergestuft. Aber innerhalb kürzester Zeit hatten die beiden den Anschluss geschafft. Nach dem erfolgreichen Abschluss der High-School begann Norbert Strauß mit einem Ingenieur-Studium, denn er wollte unbedingt Autos konstruieren. Doch schnell bemerkte er, dass dies nicht das Richtige für ihn war. Außerdem wiesen ihn viele darauf hin, dass es für ihn als orthodoxen Juden schwierig werden könnte, eine angemessene Arbeit zu finden, da er vermutlich auch samstags arbeiten müsse.

Die Entscheidung über die Fortsetzung des Studiums wurde Norbert Strauß abgenommen, als er 18 Jahre alt und zur Armee eingezogen wurde. Trotz seiner Deutschkenntnisse wurde er nicht nach Europa geschickt, sondern nach Korea. „Es gibt einen richtigen Weg, einen falschen Weg und den Weg der Armee“, kommentiert Norbert Strauß diese Entscheidung. Sein Bruder dagegen kam nach Deutschland, wo er als Übersetzer bei Verhören von Nationalsozialisten beteiligt war.

Die zwei Jahre in der Armee sieht Norbert Strauß im Rückblick als eine Zeit der Reife. Zurück in den USA begann er wieder zu studieren, dieses Mal Ökonomie, und schloss das Studium mit Erfolg ab. Sein erstes Vorstellungsgespräch kurz darauf war auch sein letztes. 36 Jahre lang arbeitete er bis zu seiner Pensionierung bei der Firma Philipp Brothers. Heute ist Norbert Strauß immer noch aktiv und engagiert sich ehrenamtlich in einem Krankenhaus. Er will damit der Gesellschaft zurückgeben, was diese der Familie gegeben hat.

Amerika – Deutschland

Der berufliche Erfolg des früheren Bad Homburgers darf jedoch nicht über die harten An-



Familienbilder: Norbert Strauß in jungen Jahren: mit seinem Bruder Hermann, als Schüler, Student, Soldat und mit seiner Ehefrau Gertrude

fangsjahre in der neuen Heimat hinwegtäuschen.

Seinem Vater Josef Strauß gelang es nach schwierigen Anfangsjahren, wieder im erlernten Beruf zu arbeiten, und er gründete zusammen mit einem Partner wieder eine Firma. Reich wurde er dabei nicht, aber er war glücklich, das er das tun konnte, was er gelernt hatte, berichtet sein Sohn. Die Mutter arbeitete anfangs als Putzhilfe, später als Bürokraft im Geschäft des Mannes. Im Gegensatz zu seinen Kindern hatte Josef Strauß mit großen Sprachproblemen zu kämpfen. Nach einigen Jahren setzte sich aber die englische Sprache auch in der Familie durch, im Alter jedoch sprachen die Eltern wieder mehr Deutsch.

Die Diskriminierungs-Erfahrungen in Deutschland hatten deutliche Spuren hinterlassen. Norbert Strauß erzählt, dass er intuitiv die Straße wechselte, wenn er eine Gruppe von Jugendlichen sah. Ebenso schlotterten ihm regelmäßig die Knie, wenn er Polizisten sah. Es dauerte Jahre, bis er darüber hinwegkam.

Seine Befangenheit gegenüber Deutschland zeigte sich bei Geschäftsreisen, die ihn oft nach Europa, teilweise auch nach Deutschland führten. Nie übernachtete Norbert Strauß dabei in Deutschland. Er kehrte immer rechtzeitig in die Schweiz oder nach Holland zurück. Nur einmal führte ihn sein Weg nach Frankfurt, widerstrebend. Sein Vater hatte ihn dringend darum gebeten, nach

Schmittlen zu fahren, um nach den Gräbern der Vorfahren zu schauen. Norbert Strauß fuhr nach Frankfurt zu den Häusern, in denen die Familie früher gelebt hatte, zur Lederfabrik des Vaters in Dornholzhausen und der – 1995 abgerissenen – Synagoge in Schmittlen. Überall machte er Fotos. Den Friedhof fand er ordentlich vor. Sein Vater hatte Geld an einen Pfarrer geschickt mit der Bitte, die Gräber zu pflegen. Bei diesem Besuch suchte Norbert Strauß keinen Kontakt zu Menschen in seiner früheren Heimat.

Seine Haltung änderte sich, als er vor zwei Jahren eine Einladung der Stadt Frankfurt erhielt. Norbert Strauß zögerte, erkundigte sich bei früheren Besuchern der Stadt, die ihm berichteten, sie hätten Menschen kennen gelernt, die bereit seien zuzuhören. Er suchte den Rabbiner auf, der ihm riet, die Einladung anzunehmen, um als Zeitzeuge mit Jugendlichen zu sprechen und diesen seine Erfahrungen während des Nationalsozialismus nahe zu bringen. Auch in amerikanischen Schulen spricht der frühere Bad Homburger über das Schicksal seiner Familie.

Norbert Strauß nahm die Einladung der Stadt Frankfurt an. Unglücklicherweise musste er die Reise wegen des Todes seiner Schwägerin vorzeitig abbrechen, bevor er das, was ihm wirklich wichtig war, tun konnte: mit jungen Deutschen ins Gespräch zu kommen. Eine erneute Einladung im Sommer 2005 bot ihm nun dafür ausreichend Gelegenheit, und er besuchte während seines Aufenthaltes die Humboldtschule und das Kaiserin-Friedrich-Gymnasium in Bad Homburg, die Philipp-Reis-Schule in Friedrichsdorf und das Gager-Gymnasium in Frankfurt (dort war früher die Hirsch-Realschule).

Mit seinen eigenen Kindern und Enkeln spricht Norbert Strauß oft über die Vergangenheit. Er möchte, dass seine Erfahrungen an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Die Enkel waren es, die ihn drängten, seine Geschichte für die Familie



Thank you for sharing your story!

Schulbesuch in den USA

aufzuschreiben. Ende 2004 hat Norbert Strauß seine Lebenserinnerungen in einem kleinen Band zusammengefasst: „My Stories. Highlights of my Life“. Er widmete ihn seinem Sohn Benjamin, der kurz zuvor im Alter von 50 Jahren unerwartet verstorben war.

Seiner deutschen Wurzeln ist sich Norbert Strauß bewusst, auch wenn heute Amerika seine Heimat ist. Dort lebt seine Familie, dort ist heute sein Zuhause.

„Ich bin ein amerikanischer Jude, in Deutschland geboren“.

Quellen

Interview mit Norbert Strauß am 4. 8. 2004
Norbert Strauß: My Stories. Highlights of my Life, 2004
Informationen von Martin Hoffmann
Frankfurter Rundschau vom 6. April 1995
Usinger Anzeiger vom 7. 4. 1995
Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933–1941. Die Geschichte einer Austreibung, Frankfurt 1985
The World Must Know. The Story of the Holocaust as Told in the United States Holocaust Memorial Museum, 1993

Anmerkungen

- 1 Gustav Schröder: Heimatlos auf hoher See, Berlin 1949, S. 31 f.; in: Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933–1941. Die Geschichte einer Austreibung, Frankfurt 1985, S. 282.